

dung der Besitzschichtung kommen wir nur auf dem organisch-dynamischen Wege einer *sozial gerechten* Lenkung und Verteilung des volkswirtschaftlichen Ertragstromes. Wer das noch nicht wüßte, wer es auch dem Papste nicht glauben wollte, dem sollte wenigstens die Tatsache zu denken geben, daß gerade an dieser Stelle der verbissenste Widerstand aller derer einsetzt, die an der Aufrechterhaltung der bestehenden Besitzschichtung und ihrer Ungerechtigkeiten ein eigennütziges Interesse haben!

Goethes Verhältnis zum Glauben und zur Sittlichkeit.

Von Dr Johann Hg, Linz a. d. Donau.

Das Goethe-Jahr 1932 hat gezeigt, wie wahr die Worte Grillparzers sind: „Seit man nicht mehr in die Kirche geht, ist das Theater der einzige öffentliche Gottesdienst sowie die Literatur die Privatandacht.“ Denn nicht der Dichter wurde zumeist gefeiert, sondern der „Lebemeister“, der „Menschheitsführer“, der „Weise“. Nicht selten nahmen die Feiern geradezu religiöse Formen an.

Dadurch ist unter die Katholiken eine gewisse Unruhe gekommen. Hatte man früher betont, Goethes Grundanschauungen ließen sich nicht mit dem Christentume vereinigen, und insbesondere, er könne uns kein Führer sein, so begann man jetzt wankend zu werden. Hat man doch nicht vielleicht zu schwarz gesehen? Vielleicht steht uns der Dichter näher, als man früher gemeint hat?

Es dürfte nicht unangebracht sein, hiezu einige Worte zu sagen. Dem nächsten Zwecke der Zeitschrift entsprechend, soll kurz Goethes Verhältnis zum Glauben und zur Sittlichkeit behandelt werden. Ist man sich darüber einmal irgendwie klar, dann ist die Antwort auf jene Fragen nicht mehr gar so schwer. Dabei soll die Gelegenheit benützt werden, in einige bezeichnende Werke des Dichters, die im allgemeinen weniger bekannt sind, etwas Einsicht zu nehmen.

I.

Die Goethische Familie gehörte der lutherischen Landeskirche an. Der junge Goethe zeigte eine sehr gute Anlage für religiöses Denken und Handeln, aber es fehlte die richtige Führung. Der Gottesdienst bot ihm „zu we-

nig Fülle und Konsequenz“; bei der Beichte fand er keine Gelegenheit, seine „Zustände sowie die seltsamsten religiösen Zweifel“ zu offenbaren; das Abendmahl meinte er unwürdig genommen zu haben. Kurz, „dieser düstere Skrupel quälte mich dergestalt . . . daß ich mich . . . von der kirchlichen Verbindung ganz und gar loszuwinden suchte“.

Das führte denn auch der Jüngling entschieden durch. Kirchenbesuch und Gottesdienst spielen von nun an im Leben Goethes keine Rolle mehr. Auch nicht im höchsten Alter; in den Tagebüchern ist sonst jede Kleinigkeit verzeichnet: von jenen ist keine Rede. „Er betet selten; denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner“; so berichtet schon 1772 von ihm Kestner, das Vorbild Alberts im „Werther“; und Fritz Stolberg, der spätere Konvertit, bemerkt 1776: „Goethe ist nicht bloß ein Genie, sondern er hat auch ein wahrhaft gutes Herz; aber es ergriff mich ein Grausen, als er mir . . . von Riesengeistern sprach, die sich auch den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen.“

Doch war Goethe religiös veranlagt; und so befaßte er sich zeitlebens mit religiösen Fragen. Wählen wir je ein Beispiel vom Jüngling, vom Mann und vom Greise.

1773 veröffentlichte Goethe den Brief des „Pastors zu . . . an den neuen Pastor zu . . .“ Angeregt war er durch Rousseaus „Profession de foi du vicaire savoyard“. Die Grundsätze des „Pastors“ sind: Ewige Höllenstrafen gibt es nicht. Gott weiß in jeder Religion die Menschen zur Seligkeit zu führen. Auch die christlichen Bekenntnisse sind einander gleichwertig: Die Hierarchie freilich ist unbedingt abzulehnen. Um Überirdisches sollen wir uns nicht streiten: wir haben auf Erden übergenug zu tun. Die Apostel haben Christus nicht verstanden, und so mußten nachher die Lehrmeinungen auseinandergehen. — Was der „Pastor“ über Christus selbst sagt, ist ziemlich unklar; doch erhält es Licht aus den folgenden Werken.

Schon hier war die Grundlage des Christentums völlig aufgegeben. Nicht besser ist es in einer anderen theologischen Abhandlung aus dem gleichen Jahre. Sie führt den Titel: „Was heißt mit Zungen reden?“ Die Antwort lautet: „Die Fülle der heiligsten Empfindungen drängte den Menschen . . . zum überirdischen Wesen; er redete die Sprache der Geister, und aus den Tiefen der Gottheit flammte seine Zunge Leben und Licht.“ Also nicht

gegenständliches Geschehen, sondern nur persönliches seelisches Erleben.

Tiefer schon führt in Goethes Auffassung der Religion seine Mannesdichtung „*Die Geheimnisse*“ (1785). Sie ist ein unvollendetes Bruchstück von 44 herrlichen Stanzen und war irgendwie angeregt durch den Geheimbund der Rosenkreuzer. Nach des Dichters eigener Erklärung ist der Grundgedanke etwa folgender: Jede Religion hat dann ihre höchste Vollendung erreicht, wenn sie der reinen Menschlichkeit am nächsten kommt. Ganz diese zu verkörpern, das vermag allein keine; aber ihr freundschaftliches Zusammenwirken kann das Ziel erreichen lassen. — Im vollendeten Gedichte dürfte das Christentum eine gewisse Ehrenstellung bekommen haben, wie ja auch ein von Rosen umwundenes Kreuz als Sinnbild verwendet wird.

Die Dichtung beherrscht also der Gedanke der „reinen Menschlichkeit“, der in Goethes klassizistischen Werken eine solche Rolle spielt.

Schließlich kommt der utopische Altersroman „*Wilhelm Meisters Wanderjahre*“ (1821—1829) in Betracht, nämlich mit der berühmten Lehre von den drei Ehrfurchten.

Alle Kultur und alle Religion beruht auf Ehrfurcht. Nun gibt es drei Ehrfurchten: die vor dem, was über uns ist; die vor dem, was uns gleich ist; und die vor dem, was unter uns ist. Auf der ersten Ehrfurcht beruhen die heidnischen Religionen sowie die israelitische; auf der zweiten gründete sich die Religion, „welche Christus lehrte und übte, solange er auf der Erde umherging . . . Indem er das Niedere zu sich heraufzieht . . . so verleugnet er nicht von der anderen Seite seinen göttlichen Ursprung; er wagt, sich Gott gleichzustellen, ja sich für Gott zu erklären“. Es ist das die Religion der „Philosophen“, der „Weisen“. Der „Weise“ lebt „im kosmischen Sinn allein in der Wahrheit“. — Auf der Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, aus der „Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerten“, entspringt die christliche Religion. Alle drei Religionen „zusammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus diesen drei Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht, die vor sich selbst, so daß der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hergebracht haben“.

Es steht also auch hier wieder zuoberst der Kult der „reinen Menschlichkeit“. Daneben beachte man aber, daß das Christentum nicht von Christus selbst stammen soll, der nur die Religion der „Weisen“ begründet habe. Wenn man das festhält, lösen sich so ziemlich die Widersprüche in den Werken Goethes: Wenn er vom Christentume spricht, meint er das eine Mal das philosophische Christentum, das andere Mal das gegebene. 1830 sagte er: „Wer ist denn noch heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden hättet.“ Dazu war kein Widerspruch, wenn er mehr als vierzig Jahre früher behauptet hatte, er sei zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, aber doch ein dezidierter Nichtchrist.

Man muß überhaupt Goethes Wortgebrauch wohl überlegen. Unter Offenbarung versteht er das, was die Theologen die natürliche Offenbarung nennen; eine solche ist ihm auch Christus, „die göttliche Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit“; daneben ist die Sonne „gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist“. — „Göttlicher Ursprung“ ist ihm, wie aus seiner Monadenlehre hervorgeht, die Herkunft aus dem All. Und wenn er z. B. von der Echtheit der Evangelien spricht, darf man nicht übersehen, daß bei Goethe „wahr“ und „falsch“ oft nur soviel bedeuten wie „nützlich“ und „schädlich“. „Was fruchtbar ist, allein ist wahr“ (Gedichtsammlung „Gott und Welt“, Vermächtnis); „ich habe bemerkt, daß ich *den* Gedanken für wahr halte, der für mich fruchtbar ist, sich an mein übriges Denken anschließt und zugleich mich fördert“. (An Zelter, 31. Dezember 1829.)

Sein eigentliches Glaubensbekenntnis gab Goethe ein Jahr vor seinem Tode: „Ich habe von Erschaffung der Welt an keine Konfession gefunden, zu der ich mich hätte völlig bekennen mögen.“ Und wenn ihm auch Christus 1832 eine „göttliche Offenbarung“ war, so hatte er doch zwei Jahre früher, ohne daß es nach dem Obigen ein Widerspruch gewesen wäre, erklären können: „Mir bleibt Christus immer ein höchst bedeutendes, aber problematisches Wesen.“

Und so dürfte wohl Goethes Anschauung von Christus am besten die Strophe aus dem Nachlasse zum „West-östl. Divan“ enthalten: „Jesus fühlte rein und dachte — Nur den *einen* Gott im stillen — Wer ihn

selbst zum Gotte machte — Kränkte seinen heil'gen Willen.“

Gegenüber dieser grundsätzlichen Einstellung ist es nun nebensächlich, wie sich Goethe von Fall zu Fall zum Christentum oder gar zu den einzelnen Bekenntnissen stellte. Er schwankte zwischen höflicher Abneigung und entschiedenem Hasse, zwischen ironischer und wirklicher Hochachtung: je nach seiner Entwicklungsstufe, seiner Laune und den Umständen.

Im Alter wurde der Dichter im allgemeinen milder. Entschiedenem Haß aber zeigte er zur Zeit der italienischen Reisen (1786—1788 und 1790), wo er in einseitiger Verehrung der Antike aufging. Bekannt ist das 66. Venezianische Epigramm: „Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge — Duld' ich mit ruhigem Mut, wie es ein Gott mir gebeut. — Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider — Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und Christ.“¹⁾ Oder das 52.: „Jeglichen Schwärmer schlägt mir ans Kreuz im dreißigsten Jahre — Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogne zum Schelm.“ Oder das 48.: „Böcke, zur Linken mit euch! So ordnet künftig der Richter — Und ihr, Schäfchen, ihr sollt ruhig zur Rechten mir stehn! — Wohl; doch eines ist noch von ihm zu hoffen; dann sagt er: — Seid, Vernünftige, mir grad gegenübergestellt!“

Ärgerlicher noch sind einige Epigramme, die Goethe selbst nicht veröffentlichte, die aber nunmehr im 53. Bande der Weimarer Ausgabe vorliegen, vereint mit äußerst sinnlichen Gedichten. Der Dichter hatte vor allem diese, wahrscheinlich 1821, seinem Sohn übergeben, damit er sie „mit Beirat der verbündeten Freunde“ entweder zerstöre oder sonst darüber verfüge. Sie sind 1914 veröffentlicht worden, und Goethe bleibt verantwortlich. Es ist nötig, einige auch hier wiederzugeben.

Gott fordert den Dichter auf, die Christen, die Juden und die Heiden zu betrachten: „Welcher ist der Klügste? Entscheide!“ — „Aber sind diese — Narren in deinem Palast, Gottheit, so geh' ich vorbei“ (S. 11, Nr. 13). — „Stolzer sah ich nichts und dümmer als alle die Christen — Christen nennen sie sich, kämen von Christus sie her“ (S. 456). — „Warum willst du den Christen des Glaubens selige Wonne — Grausam rauben?

¹⁾ In den Ausgaben steht für „Christ“ ein Kreuz, das verschiedener Deutung fähig wäre. Wie aber *Ed. v. d. Hellen* in Cottas Jubiläumsausgabe, B. 1, S. 361, mitteilt, steht in der Handschrift „Christ“.

Nicht ich, niemand vermag es zu tun? — Steht doch deutlich geschrieben: die Heiden toben vergeblich — Seht, ich erfülle die Schrift, leste und erbaut euch an mir“ (S. 9, Nr. 4). — „Was vom Christentum gilt, gilt von den Stoikern: freien — Menschen geziemet es nicht, Christ oder Stoiker sein“ (S. 11, Nr. 12). — „Ob erfüllt sei, was Moses und was die Propheten gesprochen — An dem heiligen Christ, Freunde, das weiß ich nicht recht — Aber das weiß ich: erfüllt sind Wünsche, Sehnsucht und Träume — Wenn das liebliche Kind süß mir am Busen entschläft“ (S. 17, Nr. 49). — Diese Epigramme sind den venezianischen zuzuzählen; andere wieder stammen aus der schlesischen Reise (1790). Hier hatte der Dichter allem Anscheine nach einmal ein Kruzifix neben einem Wegzeiger gesehen; das gab ihm Gelegenheit zu folgenden Epigrammen: „Viele folgten dir gläubig und haben des irdischen Lebens — Rechte Wege verfehlt — Wie es dir selber erging.“ — „Folgen mag ich dir nicht, ich möchte dem Ende der Reise — Als ein vernünftiger Mann, als ein vergnügter mich nahn.“ — „Heute gehorch' ich dir doch und wähle den Weg ins Gebirge — Diesmal schwärmst du wohl nicht — König der Juden, leb' wohl!“

Im allerinnersten Winkel von Goethes Herzen hatte aber Christus immer noch ein Plätzchen. Das zeigte sich ganz überraschend im Jänner 1801, wo der Dichter sehr schwer krank war. In Fieberphantasien brach er „mit wahrhafter Begeisterung in die beweglichsten, herzergreifendsten Reden an den Erlöser aus“. Seine Pflegerin Christiane bemerkt dazu, es habe das beurkundet, „was in seiner Seele für christlich-religiöse Gesinnungen gelegen und wie sie nur bei solchen Gelegenheiten ohne Heuchelei und Rückhalt sich zu äußern veranlaßt wurden“. Bezeichnend ist es, daß Goethe nach der Ohrenbeichte Sehnsucht hatte; 1805 erklärte er, sie „hätte dem Menschen niemals sollen genommen werden“, was er 1807 ergänzte, „da sich niemand mit sich selbst herumzuschlagen braucht . . . sondern darüber einen Mann von Metier zu Rate zieht“. Ebenso fällt auf, daß sich Goethe zu „echt katholischen Naturen“ . . . „wie durch eine geheimnisvolle Macht . . . immer von neuem hingezogen“ fand; „vor solchen Naturen habe er dauernde Ehrfurcht“. Besonders im Alter klingt, wenn er auf Katholisches zu sprechen kommt, manchmal ein leiser Ton der Sehnsucht mit; man denke an die schöne Stelle von den Sakramenten im siebten Buche von „Dichtung und Wahr-

heit“; ein Glaubensbekenntnis darf man freilich in ihr nicht sehen, sondern zunächst nur des Dichters wunderbare Fähigkeit, auch im Fernabliegenden das Gute und Schöne zu finden und zu schätzen.

Nun muß aber noch die Frage gestreift werden: Was dachte dann Goethe eigentlich über Gott und Unsterblichkeit? 1813 gab er auf solche Fragen die Antwort: „Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist; Pantheist hingegen als Naturforscher, und eines so entschieden wie das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist auch dafür schon gesorgt.“ Was hat er damit gemeint?

Nach dem heutigen Stande der Forschung kann man etwa antworten: Goethe denkt sich das All als eins, notwendig und göttlich; es ist durchflutet von allverbindendem und ewigfließendem Leben, das sich besonders in Seelenwanderung, Fortentwicklung und Wiedergeburt äußert. Oder wie es die berühmten Verse ausdrücken: „Und solange du das nicht hast — Dieses Stirb und Werde — Bist du nur ein trüber Gast — Auf der dunklen Erde.“

„Alles Dasein ist Gott“, das war Goethes Dogma auf der Höhe des Lebens; wenn er von Gott spricht, denkt er an die gesetzmäßig lebenspendende Natur; erst im späten Alter drängt sich wieder der Gedanke an einen überweltlichen persönlichen Gott hervor.

Die Seele, die „Entelechie“, die „um sich selbst rotierende Monade“, ist „ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit“; sie stammt aus dem All, sie kehrt auch wieder ins All zurück. Auf diesem Weg erlebt wenigstens die bedeutendere Monade unzählige Wiedergeburten. 1813 erklärte Goethe: „Ich bin gewiß schon tausendmal dagewesen und hoffe wohl noch tausendmal wiederzukommen.“ Er meinte, er habe gewiß schon unter Kaiser Hadrian gelebt; darauf führte er seine Vorliebe für römische Ordnung zurück. Aufgabe der einzelnen Monade ist es nun, die in ihr liegenden Anlagen aufs beste zu entwickeln; nur das gibt ihr, falls sie sich bis zur Menschheit fortentwickelt hat, die Möglichkeit, sich zur vollen Persönlichkeit zu gestalten, sich bei allen Verwandlungen und Wiedergeburten als selbständig zu behaupten, persönliche Unsterblichkeit zu erlangen. So erklärte Goethe 1829: „Wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“ Und ebenfalls 1829:

„Wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich; und um sich künftig als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein.“ Große Dichter und Denker stellte sich der Dichter gern als Sterne fortleuchtend vor. Bei Wielands Tode sagte er (1813): „Ich würde mich . . . wenig wundern . . . wenn ich einst diesem Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe, nach Jahrtausenden wieder begegnete und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte alles . . . erquickte und erheiterte.“²⁾ Anfangs dachte sich der Dichter diese Unsterblichkeit der vollendeten Persönlichkeiten noch ohne Rückerinnerung; später nahm er Bewußtsein und erhöhte Fortsetzung der irdischen Tätigkeit an. So wird der lebenserfahrene Faust im „Himmel“ Lehrmeister der seligen Knaben, die, zu früh gestorben, das Leben nicht haben kennen lernen können.³⁾

Mit dem Gedanken an eine „liebende Hauptmonas im Mittelpunkt der Schöpfung“ kam dann Goethe dem Gedanken an einen persönlichen Gott wieder näher.

Sich immer strebend zu bemühen, sich zur allseits vollendeten Persönlichkeit auszubilden, faustisch weiterzuschreiten und das Ende des Lebens mit dem Anfang in Verbindung zu setzen: das gibt nach Goethe die Gewähr persönlicher Unsterblichkeit. Wer das nicht vermag, der muß sich mit unpersönlicher begnügen, indem eben seine Monade in neuen Verbindungen untergeordnet und bewußtlos dienen muß.⁴⁾ Und so lautete die letzte Strophe von Goethes Grablied, das manchen Trauer Gästen „so wenig christlich“ vorkam: „So löst sich jene große Frage — Nach unserm zweiten Vaterland — Denn

²⁾ Man vgl. die Verse über den toten Schiller: „Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend — Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.“

³⁾ Das Gegenstück zu diesem Faust, der über die Menschheit hinausgewachsen ist, bildet Homunkulus, das „geistige Wesen“, das die „völlige Menschwerdung“ aus dem All durch die Heranraffung der Elemente erst durchsetzen soll.

⁴⁾ Eine gewisse persönliche Unsterblichkeit kann nach dem ganz alten Goethe auch eine nicht vollendete Persönlichkeit erlangen, falls sie sich auf Erden treu an eine große Persönlichkeit anschließt. Man vgl. die letzte Rede der Chorführerin im 3. Aufzug des 2. Teiles vom „Faust“: „Wer keinen Namen sich erwarb noch Edles will — Gehört den Elementen an; so fahret hin — Bei meiner Königin zu sein, verlangt mich heiß — Nicht nur Verdienst, auch Treue wahrnt uns die Person.“ — „Person“ ist als 4. Fall aufzufassen. Die Stelle nimmt sich wie ein Zugeständnis an den treuen Eckermann aus, der wirklich Goethes Ausführungen für echte Offenbarung nahm. Vgl. *Biedermann*, Gespräche, 7. Jänner 1830.

das Beständige der ird'schen Tage — Verbürgt uns ewigen Bestand.“

Die zwei Enkel Goethes wurden wieder gläubige Christen. „Als ich mich ans Universum anlehnte, fiel ich um; da ich mich an Gott anlehne, bleibe ich aufrecht“, schrieb der letzte Goethe. Eine Zeitlang dachte dieser sogar daran, katholisch zu werden und die Weihen zu empfangen.

II.

Aus der Goethischen Dogmatik, die als eine Belebung der starren Alleinslehre Spinozas durch Verwendung neuplatonischer Gedanken, durch Anlehnung an die Monadenlehre des Leibniz und durch dichterische Naturbeseelung bezeichnet werden kann, ergibt sich ganz folgerichtig die Goethische Ethik.

Ein Unterschied zwischen „Gut“ und „Böse“ kommt zunächst gar nicht in Betracht. „Im Reiche Gottes existiert nichts Böses, das Wirklichkeit wäre. Alles Böse ist ein Nichts.“ Die bedeutende Persönlichkeit entsteht ja dadurch, daß alle in der bedeutenden Entelechie liegenden Anlagen voll entwickelt werden; böse wäre die Nichtentwicklung.

Daher haben für Goethe große Menschen, wie z. B. Napoleon, die Geltung großer Naturerscheinungen: „sie treten aus der Moralität heraus.“ Bei ihnen kommen Recht und Unrecht nicht in Betracht. Nicht *guter* Wille, sondern *entschiedener* Wille, ohne Rücksicht auf Gut und Böse, ist die Grundlage des Charakters. Die harmonisch vollendete Persönlichkeit allerdings fordert die Ergänzung des *entschiedenen* Willens durch den *guten* Willen, worunter Goethe besonders die Eingliederung in die Gesetzmäßigkeit des Alls durch ruhige, entschiedene und beharrliche Selbstentwicklung versteht. „Zuversicht und Ergebung sind die echten Grundlagen jeder besseren Religion, und die Unterordnung unter einen höhern, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft und unser Verstand ist. Der Islam und die reformierte Religion sind sich hierin am ähnlichsten.“

Diese Ergebung Goethes in die Entwicklung des Alls hat äußere Ähnlichkeit mit dem, was der Christ Ergebung in Gottes Willen nennt; innerlich sind freilich beide durchaus verschieden. In der äußeren Ähnlichkeit ist auch der Grund gelegen, daß sich Goethe zu echten Katholiken so hingezogen fühlte, „weil sie mit sich und an-

deren in Frieden leben und Gutes tun aus keinen anderen Rücksichten, als weil es sich von selbst versteht und Gott es so will“. Umgekehrt übte Goethe selbst auf katholische Priester einen hinreißenden Eindruck aus. 1821 verkehrte er in Marienbad mit dem Tepler Chorherrn St. J. Zauper (1784—1850); dieser erzählt, Goethe habe da einmal von den Erbarmungen Gottes gesprochen, „wobei er mit dem seelenvollsten Auge hinaufschaute, ein Himmel klärte sich in diesem Blicke auf. Diese Worte ließen mich plötzlich die ganze Schönheit seiner echt frommen Seele gewahr werden“. (Stift Tepler Goethe-Festschrift 1932, S. 6.)

Freilich darf da nicht übersehen werden, daß es Goethe meisterhaft verstand, sich der Umgebung anzupassen. Gerade als er sehr christentumfeindlich war, hielt man ihn beim Besuche in Münster (1792) für heimlich katholisch; so schön hatte er vom römischen Fronleichnamsumzug gesprochen.

Auf der Höhe des Lebens handelte es sich für Goethe zunächst, „die Pyramide seines Daseins, deren Basis ihm gegeben war, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen“ (1780), sich zu einer bedeutenden Entelechie oder Persönlichkeit zu entwickeln. Da ihm der Mensch für das Höchste galt, mußte seine Aufgabe in der Heranbildung der reinen Menschlichkeit bestehen; und da dieser Mensch Künstler war, so war sein Ideal der selbstherrliche Künstler, dem gegenüber alle Forderungen der Sittlichkeit ihr Recht verlieren. Sich selbst faustisch auszubilden, ist das oberste Sittengesetz. Alles, was diesem dient, seien es auch Leidenschaften, aber auch nur, solange es dient, ist gut; alles, was ihm hinderlich ist, und seien es auch Tugenden, ist böse. Daher kann es eine unsittliche Kunst eigentlich gar nicht geben; denn die Kunst, als Entwicklung der Entelechie des Künstlers, ist von allen anderen Rücksichten unabhängig: sie ist höchste Religion und Sittlichkeit. „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt — Der hat Religion — Wer jene beiden nicht besitzt — Der habe Religion.“

In der reinen Menschlichkeit bietet sich den Sinnen — und von diesen geht Goethe immer aus — der Leib dar, und zwar als Vollendung der nackte Leib. Daher ist dem Künstler Goethe der nackte menschliche Körper der beste Gegenstand der Kunst. Oder hören wir das in 50.000 Stücken verbreitete Goethe-Buch von Friedrich Gundolf (S. 439); dieser weist hin auf Goethes „unschuldige Seligsprechung alles Leiblichen, bis zum Geschlecht-

lichen mit sämtlichen Spielen und Lüsten . . . War der sinnliche Leib nach antiker Weise heilig, wie ihn der italienische Augen-Goethe empfand, so gab es auch keine Grenzen nach unten für diese Heiligung; und Phallus und Cunnus hatten so gut ihr Recht auf Feier wie der übrige Leib mit all seinen Prachten.“

Schauen wir uns auch hier wieder um Belege um. Es ist heute nötig, auch diese Seite Goethes zu kennen.

Veranlaßt durch die Schweizer Reise 1775, aber erst 1808 veröffentlicht sind die „*Briefe aus der Schweiz, erste Abteilung*“ mit dem Untertitel: „Aus Werthers Papieren als Anhang zu Werthers Leiden.“ Den Höhepunkt bildet die Entkleidung des weiblichen Körpers, um den Augen Werthers dessen Schönheit zu zeigen.

Was jedoch jener jüdische Forscher in seinem jubelnden Zitat vor Augen hat, das sind die schon erwähnten *Nachlässe* im 53. Bande der Weimarer Ausgabe. Goethe stellt hier sein Geschlechtsleben mit verblüffender Offenheit dar. Einige Proben mögen genügen.

Zuerst stehen vier stark gepfefferte *Römische Elegien*. Sie sind jedenfalls beeinflusst von der Beschäftigung Goethes mit den 1664 erschienenen Priapeia-Kommentaren des Gaspar Schoppius und des Josef Scaliger, zu denen der Dichter selbst eine lateinische Erläuterung verfaßte (im gleichen Bande). Als Priapeen feiern die vier Gedichte die „Freuden des echten nacketen Amors“ und „des geschaukelten Betts lieblichen knarrenden Ton“.

Sodann folgt eine größere Anzahl von *Venezianischen Epigrammen*. Proben: „Alles, was ihr wollt, ich bin euch wie immer gewärtig — Freunde, doch leider allein schlafen, ich halt' es nicht aus.“ (S. 17, Nr. 44.) — „Knaben liebt' ich wohl auch, doch sind mir lieber die Mädchen — Hab' ich als Mädchen sie satt, dient sie als Knabe mir noch.“ (S. 16, Nr. 40.) — „Und nach hinten war mir niemals ein froher Genuß.“ (S. 16, Nr. 38.) —

„In einem pathologischen Zustande“, wie Goethe selbst bekennt, entstand 1810 „Das Tagebuch“. Gedruckt wurde es erst 1861 für einen engen Kreis; noch 1880 wäre es beinahe von der österreichischen Polizei eingezogen worden. Die gewöhnlichen Goethe-Ausgaben bringen es auch jetzt noch nicht. — Die Dichtung besteht aus 24 Stanzen. Der Dichter kehrt von einer Reise heim, voll von Sehnsucht nach der Hausfrau. Ein Schaden am Wagen zwingt ihn, die letzte Nacht noch in einer Herberge zuzubringen. Um Mitternacht besucht ihn die Aufwärterin. Aber ihm kommt die Kraft immer nur, wenn er an

die Gattin denkt; bei der Genossin entweicht sie ihm geheimnisvoll, so daß ihn diese unbefriedigt verlassen muß. Das Gedicht spricht sehr offen und schließt mit der ironischen Moral: „Wir stolpern wohl auf unsrer Lebensreise — Und doch vermögen in der Welt der Tollen — Zwei Hebel viel aufs irdische Getriebe — Sehr viel die Pflicht, unendlich mehr die Liebe.“

Hier dürfen auch nicht zwei Balladen übergangen werden, die 1797 entstanden und von Herder als „zwei scheußliche Produkte“ bezeichnet wurden.

Die erste Ballade, „*Die Braut von Korinth*“, ist ein in berückender Sprachschönheit geführter Kampf des, im Sinne Goethes gesprochen, fleischverherrlichenden antiken Heidentums gegen das die Körper knechtende Christentum. Die von den bekehrten Eltern zum Christentum und zur Keuschheit gezwungene Braut stirbt aus Gram, feiert als Vampir mit dem heidnischen Bräutigam eine Liebesnacht und saugt ihm dabei das Leben aus. Der sie überraschenden Mutter ruft sie zu: „Höre, Mutter, nun die letzte Bitte — Einen Scheiterhaufen schichte du — Öffne meine bange kleine Hütte — Bring in Flammen Liebende zur Ruh — Wenn der Funke sprüht — Wenn die Asche glüht — Eilen wir den alten Göttern zu.“

1824 bemerkte Goethe zu dieser Ballade: „Die Gegensätze der heidnischen und christlichen Religion bieten allerdings eine reiche Fundgrube für die Poesie. Aber eigentlich taugen beide nichts.“

Das Gedicht, das im Goethe-Jahr nicht selten vorgelesen wurde, hat mit seiner Verherrlichung der Verbrennung verhängnisvoll gewirkt, wie ja auch der Selbstmord erst durch „*Werthers Leiden*“ in Deutschland an Schrecken verlor. Die Verbrennung feiert der Dichter auch sonst; so z. B. in der „*Natürlichen Tochter*“, 3. Aufzug, 4. Auftritt, sowie in der zweiten Ballade, die wir hier zu betrachten haben.

Die indische Ballade „*Der Gott und die Bajadere*“ ist im Grunde die Heiligsprechung des unregelmäßigen geschlechtlichen Verkehrs. Madahöh, der Herr der Erde, wandelt, die Menschen zu prüfen, in menschlicher Gestalt. Dabei trifft er ein „verlornes schönes Kind“, bringt die Nacht bei ihr zu und entzündet in ihrem Herzen echte Liebe. Um sie zu prüfen, stirbt er; sie will mit dem geliebten Jüngling den Scheiterhaufen teilen, die Priester versagen es, denn sie sei nicht rechtmäßige Gattin; sie aber springt trotzdem ins Feuer. „Doch der Götter-Jüngling hebet — Aus der Flamme sich empor — Und in sei-

nen Armen schwebet — Die Geliebte mit hervor — Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder — Unsterbliche heben verlorene Kinder — Mit feurigen Armen zum Himmel empor.“

Es fällt auf, daß die sittlich anstößigen Dichtungen Goethes ziemlich in dem gleichen Zeitraume entstanden sind wie diejenigen, die sich gegen das Christentum wenden.

Hier muß auch etwas über die vielen *Liebesverhältnisse* Goethes gesprochen werden. Da sei vor allem bemerkt, daß man nicht übertreiben darf. Zwischen der kleinen Französin, mit der er als elfjähriger Knabe geliebt haben will, und der achtzehnjährigen Ulrike Levetzow, die er als dreiundsiebzigjähriger Greis noch umschwärmte, berichtet die Forschung von einer erklecklichen Anzahl von Freundinnen; doch darf man hier in den allermeisten Fällen nur an das denken, was der Literaturforscher „Hohe Minne“ nennt. 1774 schon bekennt Goethe von sich: „Es ist der Zustand meiner Seele, daß so, wie ich etwas haben muß, auf das ich eine Zeitlang das Ideal des Vortrefflichen lege, so auch wieder für das Ideal meines Zornes.“ Und das Ideelle konnte sich der Dichter nun einmal, wie er selbst gesteht, „nur unter einer weiblichen Form vorstellen“. Man denke nur an den Schluß im „Faust“: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.“ 1828 machte Karl August über den Dichter die vielsagende Bemerkung, dieser „habe stets zu viel in die Weiber gelegt, seine eigenen Ideen in ihnen geliebt, eigentlich große Leidenschaft nicht empfunden.“ (Der letzte Satz muß wohl etwas eingeschränkt werden.)

Ein bezeichnendes Beispiel! Aus dem Jahre 1775 haben wir einen feurigen Liebesbrief: „Meine Teure — ich will Ihnen keinen Namen geben, denn was sind die Namen Freundin, Schwester, Geliebte, Braut, Gattin . . . Liebe! — Liebe! bleiben Sie mir hold.“ Das ist doch wirklich Leidenschaft? Ach was! Goethe hat die Dame, Auguste Stolberg, nie in seinem Leben auch nur mit Augen gesehen.

Daß Goethe auch der „Niederer Minne“ huldigte, geht aus seinen dichterischen Geständnissen selbst hervor. Hier kommen besonders die Studentenjahre in Betracht, dann der Rausch der italienischen Reisen, der dann in der Verbindung mit Christiane Vulpius etwas prosaisch endete. Diese war 1765 geboren, wurde, ein literarisch ungebildetes Fabrikmädchen, 1788 seine stän-

dige Geliebte, gebar ihm fünf Kinder, von denen nur August am Leben blieb, wurde 1806 vom Dichter in aller Stille kirchlich geheiratet, wobei der sechzehnjährige Sohn Trauzeuge war, und starb 1816 eines elenden, verlassenen Todes an der Fallsucht. Die meisten römischen Elegien mit ihren schlüpfrigen Ausführungen gehen auf dieses Verhältnis zurück, das Goethe in einem Augenblicke überwältigender Leidenschaft geschlossen hatte, das er aber dann, wie Schiller berichtet, da er „zu schwach und zu weichherzig“ war, nicht mehr zu lösen vermochte. Gerade diese Schwäche hing nach demselben Schiller „mit einem sehr edlen Teil seines Charakters zusammen“. Goethe selbst betrachtete seiner Geistesrichtung nach das Verhältnis vom Anfang an als echte Ehe; 1796 erklärte er: „Ich bin verheiratet, nur nicht mit Zeremonie.“ — Goethe hat seine Leidenschaft schwer gebüßt; wer sein ergreifendes Gedicht „Amyntas“ kennt und auch sonst genauer zusieht, wird dem Manne, dessen „Lebenskunst“ so gerühmt wird, seine Teilnahme nicht versagen.

Also Goethes vielgepriesene *Lebenskunst*! Was ist es mit dieser? Die Antwort auf diese Frage ergibt sich wieder ganz folgerichtig aus des Dichters Dogmatik und Ethik. War es seine oberste Aufgabe, sein reines Menschentum, sein Künstlertum, reif und mächtig herauszubilden, denn nur das gab ihm die Gewähr persönlicher Fortdauer im Weltall, so mußte er sein Leben so gestalten, daß er alles, was seiner Kunstausbildung und -übung nützlich war, aufnahm und alles, was sie hinderte, zurückwies. Daher nun die Eigenheiten besonders des späteren Lebens: unermüdliche Arbeit bei gründlicher Ausnützung der Zeit; peinliche Ordnung und gewissenhafte Genauigkeit selbst im Unscheinbarsten; Ruhe und Gelassenheit; verhältnismäßig einfache Lebensführung; Gleichgültigkeit gegen die politischen Ereignisse und gegen die Tagespresse; Umgang und Briefwechsel nur, soweit sie ihm förderlich waren, da aber dann im allerweitesten Ausmaße. — Besonders aber stellte Goethe sein Gefühl, sein Gemüt, seine Vorstellungskraft ganz und gar in den Dienst seiner Kunst und bewahrte sie vor jeder Abnützung durch andere Einflüsse. „Nichts bewegt ihn. Er lebt im Kreise seiner Ideen und seines Wissens“, urteilte 1807 über ihn eine Besucherin; und 1832 schrieb Victor Cousin im Nachrufe sehr richtig: „Die Begeisterung sparte Goethe zum Schreiben, den Verstand zum Leben in der Welt.“ Daher die Flucht des Dichters vor jeder Aufregung und vor der unmittelbaren Anteilnahme

an Armut und Krankheit. — Durch Mittelspersonen hingegen war Goethe freilich mildtätig.

Soweit diese Lebensführung unter dem Gedanken der Vorbereitung auf das Fortwirken im Weltall steht, zeigt sie viele äußere Ähnlichkeit mit dem Leben des echten Christen, der alles sub specie aeternitatis betrachtet. Im ganzen ist sie aber doch nur der Kult der eigenen Persönlichkeit: diese ist der Gegenstand aller Sorgen und Bemühungen; alles ringsherum hat nur die Aufgabe, sie zu fördern und ihr Kunstschaffen zu erhöhen.

Dem Zwecke dieser Untersuchung entsprechend, muß auch auf Goethes Zugehörigkeit zur *Freimaurerei* hingewiesen werden. Der Dichter wurde 1780 in die Weimarer Loge „Amalia“ aufgenommen. 1782 erreichte er den vierten Grad. 1783 trat er auch in den Illuminatenorden ein. 1789 brachen Zwistigkeiten aus, weshalb Goethe mit den „Brüdern“ brach und zu ihnen sogar in sehr scharfen Gegensatz trat. 1808 aber wurde die inzwischen geschlossene Loge „Amalia“ neu eröffnet und Goethe wurde wieder Mitglied. 1812 ließ er sich Zeitmangels wegen „suspendieren“, hielt aber noch gelegentliche Reden und lieferte schriftstellerische Arbeiten. 1830 wurde er zur Feier seiner fünfzigjährigen „Brüderschaft“ Ehrenmitglied der „Amalia“. Am 9. Nov. 1832 war große Trauerloge. Der Sarkophag zeigte die Meisterinsignien; darüber erhob sich eine Pyramide, an deren Spitze der Name Goethe in Sternenglanz prangte, umgeben von schwebenden Genien mit Kränzen. In der Inschrift hieß es: „Eingegangen in den ewigen Osten“; und der Sprecher, Kanzler Müller, führte aus, daß „edler Naturen Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt“; daß sie „die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen, als Vollendete, Selige“.



Goethe war gewiß seiner Naturanlage nach ein edler und guter Mensch. Ein uns unverdächtigster Zeuge, Fritz Stolberg, urteilt 1784 über ihn: „Wenig Menschen sind so liebevoll, so rein, so Liebe bedürftend, so hingerichtet aufs unsichtbare Ideal der Kalokagathia, so sich an-schmiegend an alles Liebe und Schöne der moralischen und sichtbaren Natur.“ Daß wir ihn aber auch auf Wegen sehen müssen, die wir unmöglich billigen können, ist ebenso gewiß. Wie weit er dafür verantwortlich war, darüber können wir Menschen nicht richten. Tatsache ist es, daß es seinen Zeitgenossen oft vorkam, als könnte er wirklich nicht verantwortlich gemacht werden. So

schrieb schon 1774 Jacobi: „Er ist ein Besessener, dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders handeln und denken soll, als er wirklich denkt und handelt.“ Und pharisäischen Beurteilern ruft der Dichter selbst zu: „Nehmt nur mein Leben hin in Bausch — Und Bogen, wie ich's führe — Andre verschlafen ihren Rausch — Meiner steht auf dem Papiere.“ — „Den Dichter könnt ihr mir nicht nehmen — Den Menschen gebe ich euch preis — Auch der darf sich nicht schämen — Greift doch an euren Steiß.“

Aber für uns handelt es sich eben nicht um pharisäisches Aburteilen über die Schattenseiten von Goethes Leben und Schaffen, sondern um das Zurückweisen des sich immer mehr hervordrängenden Ansinnens, wir sollten den Dichturfürsten einfachhin als Vorbild und als Lebensführer anerkennen. Da heißt es nun die Tatsachen fest ins Auge fassen. Goethes Verhältnis zum Glauben und zur Sittlichkeit — und auf diese kommt es uns vor allem an — sind nicht derart, daß wir uns seiner Führung anvertrauen könnten. Was er verkündet, ist schließlich doch nur der Kultus der Natur mit bewußter Ablehnung der übernatürlichen Offenbarung. Noch 1824 erklärt er: „Ein tüchtiger Mensch . . . läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser.“ Und noch später sagt er, die Entdeckung der Bewegung der Erde um die Sonne sei in seinen Augen „wichtiger als die ganze Bibel“. Gewiß ist es falsch, besonders den späteren Goethe schlechthin als Genußmenschen hinzustellen: der Genuß war ihm nicht Selbstzweck, sondern planmäßig verwendeter Förderer seiner Kunst. Aber gerade dadurch entzog er diese allen Anforderungen der Sittlichkeit; und er hat dadurch auf die Nachwelt sehr verderblich gewirkt. Deswegen hat man denn auch früher auf katholischer Seite meistens betont: Wer bei der Beschäftigung mit Goethe nicht beständig christliche Lehre und christliches Sittengebot fest vor sich hat, läuft Gefahr, in seinem Innern Schaden zu leiden. Das äußere Anzeichen dafür ist regelmäßig, daß ein solcher es dann ganz unbegreiflich findet, wie man es wagen kann, an diesen „Übermenschen“ und überhaupt an die Kunst einen christlichen Maßstab anzulegen.

Freilich weist man in neuerer Zeit mehr auf den abgeklärten „weisen“ Goethe hin: der habe sich durch die Kämpfe des Lebens durchgerungen und sei ein Lehr-

meister echter Lebensweisheit. Dazu ist zu bemerken, daß Goethe das Wesentliche seiner Welt- und Lebensanschauung auch im Alter nicht geändert hat. Man erinnere sich an Aussprüche des Dichters, die doch aus seiner „weisen“ Zeit stammen! Sicherlich sind des gereiften Goethe Lebenserfahrung und Lebensklugheit hoch anzuschlagen; aber ist es z. B. Sache eines siebenjährigen Weisen, höchst unsittliche Dichtungen seinem Sohne, unter Umständen zur Veröffentlichung, zu übergeben?

Haben wir Katholiken also einen triftigen Grund, von der ererbten Vorsicht gegenüber Goethe abzulassen? Durchaus nicht! Achten und schätzen wir den besseren Menschen Goethe und die edlere Goethische Kunst. Es ist dazu Stoff in Hülle und Fülle vorhanden. Bleiben wir aber fest, wenn uns das Neuheidentum den ganzen Menschen und sein ganzes Werk, und besonders noch dort, wo sie es am wenigsten verdienen, als heilig, ja als göttlich vor Augen stellt.

Möge das künftige Goethe-Jahr 1949 uns da alle geeint und gefestigt erblicken!

Ist der Dritte Orden noch ein modernes Seelsorgsmittel?

Von P. Dr. Chrysostomus Schulte O. M. Cap., Münster i. Westf.

Nicht ohne Absicht und Bedacht hat Pius XI. den heiligen Franz von Assisi zum offiziellen Patron aller Unternehmungen und Bestrebungen der Katholischen Aktion erkoren. Offenbar wollte er ihr damit die spezifische geistige Einstellung wie die besondere Richtung für ihre Betätigung geben. Die Katholische Aktion will die franziskanische Lebensdevise verwirklichen: Gott dienen in den Menschen, sie will eine Elite von Katholiken heranzubilden, die im Denken und Handeln, im privaten wie im öffentlichen Leben nach den Grundsätzen des Evangeliums vorgehen, und zwar in der ausgesprochenen Absicht, ein heiliges Apostolat in den weiten Kreisen derer auszuüben, die der Kirche mehr oder weniger entfremdet sind. Die heutige Welt soll vollendetes Tatchristentum in concreto sehen; vollkommene Christen, die sich in allen Lebenslagen zu der ganz und gar übernatürlich orientierten Lehre des Evangeliums und den Forderungen der christlichen Ethik und Aszese gegenüber dem mehr und mehr zunehmenden Naturalismus unserer Tage in Wort und Tat bekennen.